

Klappe zu, Kneipe tot?



Bald geschlossen: Das Kunst- und Kulturcafé auf dem Campus Essen. (Foto: mac)

Es ist ein Paukenschlag, der durch das Studierendenparlament geht: Die Geschäftsführung des Studierendenwerkes hat dem Verwaltungsrat bekannt gegeben, dass das Kunst- und Kulturcafé (KKC) schon zum kommenden Wintersemester geschlossen wird. Die beliebte Kneipe ist der einzige Raum auf dem Campus Essen, in dem durchgängig Gastronomie angeboten wird, aber auch Abendveranstaltungen stattfinden. Die Gründe für die plötzliche Schließung sind vielfältig, die Sanierungsrückstände lange bekannt und die Nutzungsrechte undurchsichtig. Studierendenvertreter*innen suchen momentan nach einer Lösung um das Café wieder zu eröffnen.

Es scheint, als habe das Studierendenwerk eine Notbremse gezogen: Zu viele Mängel sollen jetzt zur Schließung der Kneipe auf dem Campus Essen führen. „Wir wurden einfach vor vollendete Tatsachen gestellt“, sagt Saskia Strasdat, Studentisches Mitglied im Verwaltungsrat. Die von der Geschäftsführung des Studierendenwerkes kommunizierten Gründe: Es gebe keine hinreichenden Notausgänge, die Elektrik sei veraltet, der Mitarbeiter*innenraum gleiche einer Abstellkammer und allein baulich war der Verkauf von offenen Speisen ebenfalls unmöglich, so Strasdat.

Trotzdem habe das Studierendenwerk bis vor wenigen Wochen am Betrieb des Cafés festgehalten. Im vor acht Wochen veröffentlichten Geschäftsbericht des Studierendenwerkes heißt es etwa noch: „Zukünftig soll das Kulturprogramm

ausgebaut werden. Die beiden hauptverantwortlichen Mitarbeiterinnen werden als Mitglieder des Arbeitskreises Kultur den Schwerpunkt Veranstaltungen ausweiten.“ Die Geschäftsführerin des Studierendenwerkes, Sabine De Castro, ist momentan für Nachfragen urlaubsbedingt nicht erreichbar. Den plötzlichen Entschluss, das KKC zu schließen, ließ sie dem Verwaltungsrat in Abwesenheit mitteilen. Aus terminlichen Gründen konnte auch die stellvertretende Geschäftsführerin keine Stellungnahme vor Redaktionsschluss abgeben.

Die Mängel im KKC zu beseitigen erfordere jetzt sogar eine komplette Kernsanierung, sagt Strasdat, die als Studierende im Verwaltungsrat sitzt. Etwa eine Millionen Euro solle das kosten. „Die Schätzung beruft sich auf ein Gutachten, das fünf Jahre alt ist. Heute würde die Summe wahrscheinlich höher ausfallen“, sagt Strasdat. Von Seiten des Studierendenwerkes werde keine Möglichkeit gesehen, das Café ohne Sanierung weiter zu betreiben. Den zwei festangestellten Betriebsleiterinnen des KKC solle jetzt betriebsbedingt gekündigt werden, so Strasdat. Die neun weiteren Mitarbeiter*innen sind beim Studierendenwerk angestellt und könnten in anderen Bereichen mitarbeiten.

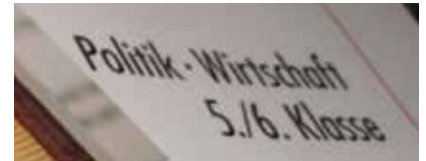
Wer muss zahlen?

Obwohl das Studierendenwerk die Kneipe betreibt, müsste es die Sanierung nicht zahlen. Hier ist der Eigentümer, der Bau- und Liegenschaftsbetrieb (BLB) des Landes Nordrhein-Westfalen, zuständig. Der will aber nicht zahlen: „Die Universität hat gesagt, wenn vom BLB keine Gelder frei gemacht werden könnten, könne man leider nichts tun“, so Strasdat weiter. Vom BLB werden gerade Teile der Universität saniert, zwei große neue Hörsaalzentren sind für etwa 22 Millionen Euro entstanden und auf dem Campus Essen wurde ein Rotationsgebäude für etwa 25 Millionen Euro gebaut. Eine Millionen Euro für studentische Kultur will der Betrieb aber nicht zur Verfügung stellen: „Da wird wohl mehr Wert darauf gelegt Lernflächen für Studierende zu schaffen. Der Kulturaspekt scheint komplett unterzugehen“, sagt Strasdat.

KKC – Wirtschaftskrimi an der Uni

Die Geschichte rund ums KKC ist ein universitärer Wirtschaftskrimi (akduell berichtete). Im Jahr 1990 von Studierenden erstritten, wurde das KKC von verschiedenen ASten geleitet. Nach großen Erfolgen geriet es 2004 zum ersten Mal in Schieflage als der Landesrechnungshof 500.000 Euro Schulden feststellte. Ein Fall von Misswirtschaft des damals linksgerichteten AStA. 2005 lagerte eine neue AStA-Koalition unter Beteiligung von RCDS und Jusos die Nutzungsrechte des KKC in die AStA Service GmbH aus. 2012 verkauften

Inhalt im Unterricht



Kritisch gelernt! Im Sozialwissenschaftsunterricht soll laut Beutelsbacher Konsens das Kontroversitätsgesetz eingehalten werden. Was das ist, lest ihr auf: **Seite 3**

Zwischenhalt in Dortmund



Herzlich Willkommen! Am Sonntag sind 2.500 Geflüchtete mit dem Zug aus Österreich in Dortmund angekommen: **Seite 4 und 5**

akduell im Netz

Alle Artikel, die Möglichkeit zu Kommentieren und noch viel mehr gibt es unter: www.akduell.de

der stellvertretende AStA-Vorsitzende Jan Bauer und der Finanzreferent Boris Schön am Tag ihrer Absetzung in einer Nacht- und Nebelaktion die GmbH samt KKC-Nutzungsrechten zum Spottpreis von 25.000 Euro an das Studierendenwerk, obwohl gegen die beiden Studierendenvertreter bereits wegen Veruntreuung im Zusammenhang mit der GmbH ermittelt wurde. Den Studierenden wurden so die Nutzungsrechte durch das Studierendenwerk entzogen.

Jetzt, wo die Existenz des KKC bedroht ist, wollen die Studierendenvertreter*innen über ein geteiltes Nutzungsrecht zusammen mit dem Studierendenwerk verhandeln. Die Situation bleibt aber rechtlich höchst undurchsichtig: Die AStA Service GmbH wurde im Rahmen der Ermittlungen mittlerweile liquidiert. Damit sind auch die Nutzungsrechte des Studierendenwerkes hinfällig. Das letzte Wort müsste damit die Universität als Besitzerin und Nutzungsrechtsgeberin des KKC haben. Der jetzige AStA will das KKC jedenfalls retten. In einem Antrag an das Studierendenparlament steht, dass im Zuge der Verhandlungen mit dem Studierendenwerk auch über eine finanzielle Unterstützung der Sanierungsarbeiten nachgedacht werden solle. Dann könnte es doch noch ein Happy End für die Essener Studi-Kneipe geben. [mac]

15 Quadratmeter fassbares Leid

Kurzmeldung

Neuwahlen – Und täglich grüßt das Murmeltier

Der Wahlprüfungsausschuss hat eine Empfehlung ausgesprochen, die vergangene StuPa-Wahl für ungültig zu erklären. Der Entscheidung ging die Prüfung des Wahleinspruches vom 11. Juli voran. Drei von vier Punkten des Wahleinspruches stimmte der WPA nicht zu, jedoch dem Paragraphen 1 „Nicht Übersetzung von Enthaltung ins Englische“.

Bei der Einsicht der Wahlurnen am 6. August kamen 124 ungültige Stimmzettel zu Tage, bei welchen eine hochschulpolitische Liste und das Kästchen „Enthaltung“ angekreuzt worden waren. 101 der ungültigen Stimmen wären auf die United Students entfallen und hätten der Liste einen zusätzlichen Sitz im Parlament eingebracht. Die Linke Liste hätte einen Sitz weniger erhalten. Die fehlende Übersetzung von Enthaltung wird als mögliche Ursache gehandelt. In seiner Entscheidung, diesen Fehler bei den Stimmzetteln als Grund für die Ansetzung von Neuwahlen zu bestimmen, argumentiert der Wahlprüfungsausschuss mit den Paragraphen 2 und 16 der Wahlordnung der Universität Duisburg Essen.

Paragraph 2 besagt unter anderem: „Jede Wählerin bzw. jeder Wähler hat zwei Stimmen. Mit der ersten Stimme (Erststimme) wird eine der kandidierenden Listen gewählt oder die Möglichkeit zur Enthaltung gegeben.“

Da die nicht deutsch-sprechenden Studierenden somit von der Möglichkeit einer Enthaltung keinen Gebrauch machen konnten, ist die Wahl laut Paragraph 16 für ungültig zu erklären, da „wesentliche Bestimmungen über die Wahlvorbereitung, die Sitzverteilung, das Wahlrecht, die Wählbarkeit oder das Wahlverfahren verletzt worden sind“.

Mehr als zwei Monate nach der Wahl ist es aufgrund politischer und persönlicher Differenzen zwischen den Listen ohnehin zu keiner Koalition gekommen (akduell berichtete).

Ein neuer Versuch, das Studierendenparlament zu wählen, findet vom **23. - 27. November** statt. Dieses Mal hoffentlich mit überarbeiteten Stimmzetteln.

Also: Auf ein Neues, ran an die Wahlurnen!



Geschmacklose PR oder angemessene Aktion? Die Ausstellung eines LKWs wurde viel diskutiert. (Foto: aGro)

Kunst sollte es ausdrücklich nicht sein: Am vergangenen Mittwoch zeigte das Bochumer Schauspielhaus kein Theaterstück, sondern einen LKW der Spedition Graf, baugleich mit eben jenem Wagen, in dem eine Woche zuvor 71 Menschen auf der Flucht in die Europäische Union gestorben sind. Mehrere hundert Personen, darunter zahlreiche Kinder und Journalist*innen, erlebten eine Mischung aus Jugendgottesdienst, politischer Demonstration und nüchterner Konfrontation mit den Konsequenzen der europäischen Grenzpolitik. Spediteur Gerard Graf hatte die Ausstellung angeregt um nachvollziehbar zu machen, welche Strapazen und Risiken Menschen auf sich nehmen, um in die EU einzureisen.

Er ist tatsächlich überraschend klein. Der LKW steht auf dem Vorplatz des Schauspielhauses. Auf der ausgeklappten Ladefläche steht dessen Besitzer Gerard Graf gemeinsam mit Theaterintendant Anselm Weber vor knapp 400 Menschen. Ein Viertel davon ist mit Kameras und Diktiergeräten ausgestattet und offensichtlich aus beruflichen Gründen hier. Der Rest unterscheidet sich vom üblichen Theaterpublikum vor allem dadurch, dass viele ihre Kinder mitgebracht haben. Vor dem LKW liegt ein Rechteck aus Holzlatten, das die gleichen Maße hat, wie die Innenfläche des Lasters: Sechs Meter mal zweieinhalb Meter – 15 Quadratmeter für 71 Personen.

Spediteur wirft Fragen auf

Spediteur Graf spricht mit ruhiger, menschelnder Stimme, aber ringt deutlich spürbar um die richtigen Worte: „Ich möchte aus dieser Zahl 71, ja die sagt doch erstmal gar nichts. Das ist doch eine abstrakte Zahl. Die möchte ich mit Leben füllen und da möchte ich 71 Menschen stehen haben.“ Genügend Freiwillige stehen bereit. Zunächst sollen sich diese innerhalb des Lattenkonstruktes aufstellen um

zu überprüfen, wie viele von ihnen stehend Platz auf der Ladefläche finden. Ein geradezu naturwissenschaftlicher Versuchsaufbau. „Man kann das von hier aus kaum zählen, ich hab das gerade mal versucht“, kommentiert Graf durch das Mikrofon, „Vielleicht sind wir jetzt 70, viel mehr als 75 sicherlich nicht, vielleicht sind wir auch nur 65.“

Als nächstes geht es in den LKW hinein. Graf dirigiert die Massen: „Die Kinder bitte hier nach vorne. Wir werden auch nicht zumachen hier, wir lassen das offen.“ Er versucht, die Situation der Flüchtenden begrifflich zu machen: „Jetzt fährt der ja gleich los. Was passiert jetzt, wenn der nach links oder rechts fährt oder wenn der bremst?“ Der Spediteur spricht, wie Geistliche mit Kindern sprechen, schließlich predigt er: „Ich hoffe wirklich, dass die Bochumer die Flüchtlinge hier mit offenen Armen empfangen. Und dass sie denen helfen, wo sie können. Und dass man diesen Menschen das Gefühl gibt, wenn die hier hin kommen, dass man sich über die Menschen freut und dass sie gerne gesehen sind.“

Pietätlose Performance?

Rüdiger Schaper beschreibt die Ausstellung im Tagesspiegel als eine „Performance, die jede Pietät vermissen lässt“ – wohlgemerkt, bevor die Aktion überhaupt stattgefunden hatte. Die Ankündigung auf dem Facebook-account des Schauspielhauses hatte allerdings durchaus Anlass zur Kritik gegeben. „Außerdem wird es die Möglichkeit geben, den LKW zu betreten und für einen kurzen Moment zu erleben, wie es sich anfühlt, wenn sich die Türen schließen“, heißt es dort. So sehr sich das nach Voyeurismus anhört, so sehr überwog bei den Besucher*innen der Eindruck, dass die symbolische Konfrontation Dinge vermitteln konnte, die sich sonst hinter Phrasen vom „unvorstellbaren Leid“ verbergen. Gezeigt wurde ein nüchternes, sogar kindgerechtes Bild von der Banalität der Flucht und des Todes, und das ist durchaus eine Kunst. [aGro]

Meinungsmache im Klassenzimmer?

Nicht nur im universitären Rahmen haben wirtschaftliche Interessen von Unternehmen Einfluss auf die Lehre (akduell berichtete). Auch stellen private Anbieter*innen im Internet zunehmend Materialien für den Schulunterricht bereit. Problematisch ist es, wenn die Materialien einseitige Positionen der Herausgeber*innen widerspiegeln – und die Schüler*innen so in eine bestimmte Denkrichtung gedrängt werden. Besonders in den Sozialwissenschaften gilt es, das Kontroversitätsgebot zu achten, weiß Till van Treeck, Professor für Sozialökonomie an der Universität Duisburg-Essen, um genau solche Einflussnahmen zu verhindern.

Lehrer*innen der Sozialwissenschaften stehen vor einer großen Schwierigkeit, wenn sie aktuelle politische Geschehnisse in den Unterricht einbauen möchten: Gegenwärtige Themenkomplexe finden nur schleppend den Eingang in staatlich geprüfte Schulbücher. Daraus folgte in den vergangenen Jahren ein starker Boom an Online-Schulmaterialien von privaten Anbieter*innen, welche diese Lücke schließen wollen. Van Treeck rät aber zur Vorsicht: „Da ist zu überprüfen, ob die Materialien dem Kontroversitätsgebot des Beutelsbacher Konsenses entsprechen.“ Dieser besagt, dass Lehrer*innen Themen differenziert und aus unterschiedlichen Perspektiven aufbereiten müssen. Doch viele Online-Angebote behandeln Themen mit einem Scheuklappenblick, sodass sie einseitig die Position der Herausgeber*innen widerspiegeln.

Einseitige Materialien

Genau darin sieht van Treeck das Hauptproblem solcher Online-Angebote: „Grundsätzlich sollte es im sozialwissenschaftlichen Unterricht darum gehen, die großen Kontroversen zu beleuchten, und nicht darum, eine Position privilegiert darzustellen.“ Einseitige Unterrichtsmaterialien finden sich aber zuhauf: Die „Cives School of Education“, die Studierenden und Lehrer*innen der Sozialwissenschaften in regelmäßig erscheinenden Praxistests über Unterrichtsmaterialien informiert, hat verschiedene von Interessensgruppen herausgegebene Unterrichtsmaterialien hinsichtlich des Kontroversitätsgebots untersucht. Beispielsweise erntete eine Reihe des Lehrer*innenportals „Wirtschaft und Schule“ scharfe Kritik. Darin werde die Teil-Privatisierung des Rentensystems als alternativlos dargestellt: Sie erscheine als unmittelbare Konsequenz aus der demographischen Entwicklung. Eine ausgewogene Auseinandersetzung mit wirtschaftswissenschaftlichen Kontroversen und verschiedenen rentenpolitischen Reformoptionen – beispielsweise höhere Beiträge von Mehrverdiener*innen – finde nicht statt. Herausgegeben wird das Material von der arbeitgebernahen Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft.

Auch Materialien zur Eurokrise sind nicht immer ausreichend kontrovers. Oft wird der Grund für die Krise einzig und allein in der nationalen Verantwortung der Krisenländer selbst gesehen.



Zukünftige Lehrer*innen der Sozialwissenschaften sollten auf der Suche nach Unterrichtsmaterial Acht geben: Oft werden Themen einseitig behandelt. (Foto: fro)

So heißt es im Unterrichtsmaterial von „Wirtschaft und Schule“ etwa: „In Deutschland fielen die Lohnerhöhungen in den vergangenen Jahren relativ bescheiden aus, Griechen und Spanier konnten sich dagegen über ordentliche Verdienstanstiege freuen.“ Die scheinbar offensichtliche Konsequenz ist, dass die Löhne in Südeuropa gekürzt werden müssen um deren Wettbewerbsfähigkeit wieder herzustellen. Im Gegensatz dazu wird das Argument, dass die Löhne in Nordeuropa – darunter Deutschland mit einem seit der Agenda 2010 stark vergrößerten Niedriglohnsektor – möglicherweise zu niedrig sind, nicht genannt.

In Frankreich und Amerika wird die Diskussion über die Eurokrise anders geführt. Dort kritisieren renommierte Ökonom*innen wie Paul Krugman oder Thomas Piketty vor allem die Rolle Deutschlands in der Krise, besonders hinsichtlich der Austeritätspolitik und den Exportüberschüssen. Das französische Bildungsministerium gibt einen Leitfaden für Lehrer*innen heraus, der vor allem die stagnierenden Löhne in Deutschland als einen Grund für die Krise angibt. „In der französischen Debatte wird die Meinung vertreten, dass das deutsche Modell der Lohnzurückhaltung nicht verallgemeinerbar ist, weil nicht gleichzeitig alle durch Lohnzurückhaltung einen Wettbewerbsvorteil erzielen können“, erklärt van Treeck in Bezug auf den französischen Leitfaden. Zwar sei auch hier zu hinterfragen, ob damit Kontroversität geboten sei. Interessant sei aber auch, dass Deutungsmuster der Krise, die im Ausland dominant seien, in vielen deutschen Unterrichtsmaterialien zur Eurokrise kaum erörtert würden und damit eine einseitige Sicht vermittelt werde.

Problematisch kann es auch sein, wenn beispielsweise Versicherungs- und Bankangestellte in Schulen über Wirtschaftsthemen referieren. „Natürlich dürfen solche Angebote den Unterricht nicht ersetzen“, meint van Treeck. Interessant und gewinnbringend könne es aber sein, wenn der*die

Lehrer*in den Lobbyist*innen Paroli bieten und deren Positionen in einen größeren Kontext stellen kann – dann sei auch kein Kontroversitätsverlust zu befürchten. Immerhin wird oft gefordert, Schüler*innen mehr ökonomische Bildung zu lehren. In der Diskussion sieht van Treeck jedoch die Gefahr einer zu engen Interpretation des Begriffs ökonomischer Bildung. „In der Schule kann es nicht in erster Linie um die Frage gehen, wie sich Einzelne als nutzenmaximierende Individuen auf dem Markt behaupten können“, warnt der Professor für Sozialökonomie. Vielmehr sei ein wichtiges Ziel des sozialwissenschaftlichen Unterrichts, Schüler*innen Hilfe zur Meinungsbildung über große wirtschaftspolitische Fragen wie die Debatte um die Eurokrise, das Für und Wider der Staatsverschuldung, alternative Rentensysteme oder die Grenzen des Wirtschaftswachstums zu befähigen.

Mangelnde Pluralität in der ökonomischen Lehre

Das Thema Pluralismus in den Wirtschaftswissenschaften ist derzeit in aller Munde: Bundesweit beklagen sich Studierende der Volkswirtschaftslehre über mangelnde Pluralität in ihrem Studium und haben das „Netzwerk Plurale Ökonomik“ gegründet. Viele volkswirtschaftliche Lehrwerke würden den Anspruch erheben, auf neutrale Weise die Wirklichkeit zu beschreiben, ohne kenntlich zu machen, dass es sich um theoretische Interpretationen handele, die mit anderen Lösungsvorschlägen verbunden seien, erläutert van Treeck. In der politischen Bildung käme eine solche Vorgehensweise einer Missachtung des im Beutelsbacher Konsens festgelegten Kontroversitätsgebots gleich. Genau dieses Gespür für Kontroversität möchte van Treeck aber seinen Studierenden, die bald als Lehrende vor den Klassen stehen werden, näher bringen. Nur so könne verhindert werden Probleme lediglich aus einem Blickwinkel zu betrachten. [fro]

Auf der Flucht: Zweieinhalb Stunden Dortmunder Nordstadt.



Erster Blick auf den Dortmunder Bahnsteig. Das Medieninteresse an den Geflüchteten ist groß. (Foto: mac)

Die Wendung „Für den ersten Eindruck gibt es keine zweite Chance“ passt derzeit in Dortmund wie der sprichwörtliche Nagel auf dem Kopf. Seit dem späten Samstagabend sind hunderte Helfer*innen rund um den Hauptbahnhof auf den Beinen um Geflüchtete gebührend willkommen zu heißen. In nur zwei Tagen sollen laut Oberbürgermeister Sierau 2.500 Menschen aus Ungarn über Österreich in die Ruhrgebietsstadt eingereist sein. Vom Dreh- und Angelpunkt Dortmund werden die Geflüchteten momentan mit Bussen auf ganz NRW verteilt. Die Inter-City-Züge, in denen die Menschen ankommen, werden auf Twitter derweil #trainofhope genannt. Hoffnung – das macht vor allem die Hilfs- und Spendenbereitschaft vieler Menschen aus der Dortmunder Nordstadt.

Ahmad, 22, Ingenieurwissenschafts-Student aus Damaskus, ist einer der Geflüchteten, die in Dortmund auf Zwischenstopp sind. Seine Geschichte steht stellvertretend für Viele, die gerade im Ruhrpott ankommen. 24 Tage lang war Ahmad mit der Hilfe verschiedener Schmuggler unterwegs: Von Syrien in die Türkei, mit dem Boot nach Griechenland, über Mazedonien, Serbien, Ungarn und schließlich Österreich hat er Deutschland endlich erreicht. „Vier Tage lang haben wir in Budapest vor dem Hauptbahnhof gewartet“, sagt Ahmad. „Nachdem gestern und vorgestern etwa 150 rassistische Menschen versucht haben uns anzugreifen, sind wir mit dem Bus endlich an die österreichische Grenze gebracht worden.“ Ein paar Kilometer Fußweg, dann war die Gruppe um Ahmad in Österreich angekommen. Von dort aus ging es mit dem Zug über Wien nach Deutschland.

In Deutschland heißt Ahmads erstes Ziel dann Dortmund. Am Sonntag ist er um 15:42 Uhr mit dem dritten Zug aus Wien angekom-

men. Die Gleise 20 und 21 werden von der Bundespolizei komplett gesperrt, sobald ein Zug mit Geflüchteten eintrifft. Hinter der Polizeikette stehen aber trotzdem viele Menschen und applaudieren als die 600 Geflüchteten die Treppen herunterkommen. Die Schutzsuchenden lächeln, winken, und gehen Richtung Nordausgang weiter. Die Kameralente von Bild, Reuters und WDR hängen an ihren Fersen. Auch draußen brandet lauter Beifall auf. Eine Frau trägt ein Schild auf dem „Welcome to Germany“ steht. Für die Geflüchteten gibt es Käsebröte – für die Kinder auch Lutscher. Ein Geflüchteter weint vor Rührung beim Anblick dieser Anteilnahme. Der erste Eindruck, den die ankommenden Menschen am Dortmunder Hauptbahnhof von Deutschland bekommen, könnte kaum besser sein.

Nach dem Empfang vorm Nordausgang geht es für die Menschen ins wenige Meter entfernte Kulturzentrum Dietrich-Keuning-Haus. Erst am Samstagnachmittag wurde der Stadt durch das Innenministerium mitgeteilt, dass alle Geflüchteten aus Ungarn, die NRW zugewiesen werden, einen Zwischenhalt in Dortmund machen werden. Die Strukturen für die humanitäre Hilfe im Keuning-Haus wurden dafür überwältigend schnell in wenigen Stunden aus dem Boden gestampft. Etwa zweieinhalb Stunden ruhen sich die Geflüchteten hier aus, bevor es in einzelnen Bussen zu Unterkünften in ganz NRW geht.

Arabisch hier, Französisch dort

Betritt man das Kulturzentrum, steht man in einer riesigen Halle. Die 600 Ankommenden aus dem dritten Zug der Hoffnung haben im großen Raum an Tischen Platz genommen und essen. Es herrscht Stimmengewirr: zwischen den Geflüchteten, zwischen ihnen und den zahlreichen Helfer*innen oder an der Handy-Ladestation, wo die Schutzsuchenden den Kontakt zu ihren Familien aufnehmen. Aufgeteilt werden die Menschen nach ihrer

Muttersprache. Es gibt Bereiche für kurdisch-, türkisch-, arabisch- und französischsprachige Zufluchtsuchende. Jetzt und hier werden vor allem die Nordstädter*innen händeringend gebraucht: Als Übersetzer*innen. „Die meisten Flüchtlinge kommen aus arabischsprachigen Ländern. Da übersetzen wir gerne, wenn sie Hilfe brauchen oder Fragen haben“, sagt Ranya Safi, die ehrenamtlich hilft.

Das Dietrich-Keuning-Haus wirkt derzeit wie eine kleine Stadt in der Stadt. Es gibt eine Essensausgabe, eine Warenausgabe, einen Raum, der wie ein kostenloser Drogeriemarkt wirkt, Räume für die ärztliche Behandlung und auch einen eher provisorischen Gebetsraum in der Turnhalle des Kulturzentrums. Insgesamt kann man die Hilfe im Dietrich-Keuning-Haus etwa so beschreiben: Es ist ein geordnetes Chaos. Es fehlt an vielem und doch an nichts. „Wir haben es uns eigentlich viel schlimmer vorgestellt. Die ankommenden Menschen sind größtenteils zufrieden“, sagt Ranya Safi, die seit den Mittagsstunden hilft. Trotz der großen Hilfsbereitschaft können die Ehrenamtlichen aber nicht jeden Wunsch der Geflüchteten erfüllen. „Die Menschen wollen gerne etwas Warmes essen. Das war aber leider einfach nicht möglich“, beschreibt Simav Hamou, die so oft wie möglich Helfen kommen will.

Die Nordstadt hilft und spendet kräftig

An der Essensausgabe gibt es Babynahrung, Brötchen, Marmelade, Käse, Kekse, Kaffee und Tee. Hinter der Buffetreihe stehen, ausgerüstet mit Plastikhandschuhen, Helferin Nasmir Keceli, Pfarrerin Elke Rudloff sowie die Geschwister Mani und Pegah Erfanian. „Es geht wirklich super. Es gibt super viele Leute, die sehr, sehr viel an Nahrung mitgebracht haben. Wir haben alles im Überfluss“, sagt Pegah Erfanian. Elke Rudloff weiß, woher die Spenden kommen: „Ich habe den Eindruck, dass es vor allem Bürger*innen aus der Nordstadt sind, die großzügig spenden.“ Diese Vermutung haben auch die Helfer*innen, die im Zwischengeschoss kostenlos Hygieneartikel verteilen. Hier besonders beliebt: Zahnbürsten, Shampoos und Duschgel. Viele der Ankommenden konnten sich auf der Flucht seit Tagen nicht pflegen. „Also der Rossmann im Bahnhof ist leer. Bis auf die Regale - die hätten wir auch noch gerne gehabt“, sagt Lena, die an der Uni Duisburg-Essen Kunst und Französisch studiert.

Was die Menschen nach der langen Reise vor allem brauchen, ist Stärkung. Viele Familien bringen ihre erschöpften Kinder direkt zur ärztlichen Versorgung. In einem Nebenflur bieten drei Ärzt*innen umsonst Untersuchungen an. Einer von ihnen ist Jörg Woeste aus Wetter an der Ruhr, der mit eigenen medizinischen Geräten angereist ist. Die Medikamente stellt ihm eine bekannte Apothekerin unbürokratisch zur Verfügung. „Die meisten Patienten

sind Kinder und einfach erschöpft. Ein Kind musste ins Krankenhaus und ein anderes Kind hatte ganz hohen Zucker, aber das konnten wir ohne Krankenhaus in den Griff bekommen“, sagt Woeste vor den provisorischen Untersuchungsräumen. „Es sind aber auch Hochschwängere dabei. Wir versuchen, denen mit unserer Hebamme einfach Sicherheit zu geben, indem wir ihnen zeigen, dass das Kind vital ist und die Herztöne in Ordnung sind“, so Woeste weiter. Der Arzt Woeste lobt, ganz bescheiden, die Hilfsbereitschaft der Anderen: „Die Helfer haben Großes geleistet, wir Ärzte haben uns noch nicht kaputt gearbeitet.“

Dass momentan so viele ehrenamtliche Helfer*innen auf einmal in Dortmund gebraucht werden, liegt an der Flüchtlingspolitik



„Welcome to Germany!“ rufen die Menschen am Nordausgang des Dortmunder Hbfs. Geflüchtete reagieren mit purer Freude. (Foto: mac)

Ungarns. Der nationalistische Ministerpräsident Viktor Orbán ließ nicht nur kürzlich einen Zaun an der Grenze zu Serbien bauen, sondern setzt auch in den Unterkünften auf Abschreckung. Katastrophale Hygienebedingungen, Misshandlungen von Geflüchteten und der Mangel an angemessener medizinischer Versorgung treiben die Menschen aus Ungarn heraus. Nur, dass Orbán die verzweifelten Menschen einfach nicht heraus ließ. Etwa 2.000 Menschen campierten vor dem Bahnhof in Budapest und durften nicht ausreisen. „Besonders in Ungarn waren wir sehr unglücklich. Wir durften in kein Hotel, mussten auf der Straße leben. Mit Frauen und Kindern“, beschreibt Ahmad. Die Regierungen aus Deutschland und Österreich entschieden

daraufhin, die Flüchtlinge einreisen zu lassen. Jetzt kommen diejenigen, die in Ungarn gewartet hatten, gemeinsam. Noch bis Mittwoch erwartet die Stadt Dortmund pro Tag zwei Züge mit hunderten Geflüchteten.

Die große Not mobilisierte in Dortmund schier Unglaubliches. Zuerst hieß es, dass die ersten Geflüchteten in der Nacht zum Sonntag um 2 Uhr ankämen. Von 22 Uhr an stellten Spender*innen den Gang zum Nordausgang mit Kleidung und Lebensmitteln voll, um sie dann gemeinsam zu sortieren und in einer langen Menschenkette zum Keuning-Haus zu schaffen. Dortmund unterstützt Schutzsuchende und das mitten in der Nacht. Es hätte so schön friedlich sein können – wären da nicht mal wieder die lokale Nazi-Szene und die örtliche Polizei gewesen.

Scharfe Kritik an Dortmunder Polizei

Etwa 20 Neonazis aus dem Umfeld der Partei „Die Rechte“ hielten um 2 Uhr an den Freitreppen in der Innenstadt eine Kundgebung ab, auf der sie gegen Geflüchtete hetzten. Im Anschluss entschied die Polizei Dortmund die kleine Gruppe Neonazis über den Bahnhof abreisen zu lassen. Dort saßen aber etwa 200 Antifaschist*innen und blockierten den Bahnhof. Obwohl die Bundespolizei der Dortmunder Polizei von der Abreise über den Bahnhof abriet und selbst die Faschist*innen sich vehement über die Route beschwerten, setzte die Polizei Pfefferspray und Hunde gegen die Sitzblockade ein. Mehrere linke Demonstrant*innen wurden durch tiefe Hundebisse verletzt und mussten im Krankenhaus ärztlich behandelt werden. Viele Helfer*innen und Spender*innen kritisierten den Einsatz in den sozialen Netzwerken daraufhin scharf. Sie sagten, dass ein kleiner Pulk aus Nazis Vorrang vor hundert Ehrenamtlichen hatte. Polizeipräsident Gregor Lange nannte den Einsatz auf der abendlichen Pressekonferenz dagegen schlicht „gelingen“. Während die Neonazis demonstrierten, versuchten Unbekannte zudem eine geplante Flüchtlingsunterkunft in einer ehemaligen Schule in Dortmund in Brand zu stecken.

Von den Zusammenstößen und der versuchten Brandstiftung bekamen die Geflüchteten zum Glück wenig bis Garnichts mit. Ihnen bleibt ein guter erster Eindruck von ihrer Ankunft in Deutschland. Der Syrer Ahmad jedenfalls schöpft Hoffnung für seinen Aufenthalt: „So bald wie möglich will ich meine letzten beiden Semester in Deutschland zu Ende studieren. Alles, worauf ich danach hoffe, ist eine gute Zukunft und ein gutes Leben.“ [mac]

Ballern!

Musikalischer Tante-Emma-Laden



Für nen Fünfer in den Goethebunker: Diese Gelegenheit sollte man sich nicht entgehen lassen. Vor allem, wenn es dafür nicht nur Techno (Chris Geronimo), sondern auch Live-Musik (Botticelli Baby) zu hören gibt und am Eingang ein gratis Pfeffi winkt.

↗ Freitag, 11.09., ab 23 Uhr, Goethebunker, Goethestraße 67, Essen, Eintritt 5 Euro

Politisch!

Man könnte wählen gehen

In Essen, Witten, Bochum und zahlreichen weiteren Städten werden am 12. September neue Bürgermeister*innen gewählt. Solange du nicht vorhast, rechts zu wählen, kann man da mal hingehen - ist ja eh Sonntag.

↗ Sonntag, 13.09., in deinem Wahllokal, bis 18 Uhr

Szene!

Bauwagen in Gefahr

Der Bauwagenplatz in Duisburg-Homberg ist wieder einmal von der Räumung bedroht, nach über 20 Jahren der Nutzung ist nun eine Räumungsklage anhängig. Von der rot-grün regierten Stadt ist jedoch keine Hilfe zu erwarten, es gilt die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Vom 18. bis 20. September finden die Wagentage unter anderem mit Freiluftkino statt, am Samstagnachmittag soll eine Tanzdemo mit Startpunkt am Hauptbahnhof das Anliegen der Aktivist*innen unterstreichen.

↗ Freitag, 18.09., bis Sonntag, 20.09., Bauwagenplatz Homberg (Eingang Breite Str.41), Tanzdemo ab 19 Uhr Duisburg-Hbf

Voll auf die Fresse

Es kämpfen das „Jungvolk“ aus Moskau gegen die „Prague Boys“, fast zwei Millionen mal wurde das Video auf Youtube angeklickt. Vier Minuten lang prügeln die beiden Fünfer-Teams aufeinander ein, bis von den Verlierern aus Prag keiner mehr steht. Blut spritzt, als am Ende fünf Kämpfer auf den „Last man standing“ eintreten. „Team Fighting Championship“ (TFC) heißt die Veranstaltung, die sich bisher nur im Netz ausgestrahlt, insbesondere aufgrund ihrer Brutalität immer größerer Beliebtheit erfreut. Ist das noch Sport? aktuell sprach mit dem Veranstalter und ließ einen deutschen MMA-Kämpfer die Videos beurteilen.

MMA, das steht für Mixed Martial Art und ist ein Vollkontaktsport, bei dem nahezu alles erlaubt ist. Auch im Bodenkampf darf geschlagen und teilweise getreten werden, was auf Außenstehende äußerst brutal wirken kann. Mittlerweile ist der Sport in den Vereinigten Staaten beliebter als Boxen. In Deutschland hingegen wurde 2010 ein Fernsehverbot für MMA-Kämpfe verhängt: zu gewalttätig und zu brutal seien sie. Ende 2014 wurde das Sende- und Verbot gekippt, die Popularität der Sportart steigt kontinuierlich.

Hart wie „Stahl“

Wenn Niko Lohmann (22) aus Bochum in den Ring steigt, nennt er sich Karl Stahl. Er hat Aufkleber produziert, die einen Panzer und den Schriftzug „Stahl“ zeigen. So gestählt sein Körper, so martialisch ist auch sein äußeres Erscheinungsbild – das gehört zum guten Ton. Im persönlichen Gespräch ist Lohmann jedoch ein offener, artikulierter Verfechter seiner Leidenschaft. „Wir wollen MMA zu mehr Popularität verhelfen, mit klarem Regelwerk und einem sportlich fairen Wettkampf. Da sind solche Veranstaltungen natürlich kontraproduktiv“, erklärt Lohmann.

Gemeint sind die TFC-Kämpfe, für die der Experte kaum ein gutes Wort übrig hat. Mehr als 60 Profi-Kämpfe im MMA und Thai-Boxen hat Lohmann schon bestritten. Der Gruppenkampf sei unseriös, unfair und auch qualitativ kaum von Hooligan-Schlägereien zu unterscheiden. Doch darum geht es den Veranstaltern vermutlich auch gar nicht.

Der Hooligan-Touch gehört mit zum Geschäftsmodell. Zum übergroßen Teil nehmen bereits bestehende Gruppierungen verschiedener Fußball-Vereine aus Osteuropa an den Kämpfen teil. Auf Anfrage teilte der Veranstalter aber mit, dass die TFC prinzipiell allen Teams offen stehe, die versuchen wollen „ihren Mann zu stehen“. Das bedeutet ganz simpel fünf gegen fünf im Ring bis kein Gegner mehr steht. Verboten sind lediglich Kopfstöße, beißen, Stöße gegen Leiste, Adamsap-



Blutig und brutal: Bei der Team Fighting Championship geht es rund bis keiner mehr steht. (Foto: TFC)

fel und Augen. Nicht selten geht es jedoch auch blutig zu. Wie teilweise fünf Kämpfer auf den verbliebenen, am Boden liegenden Kontrahenten eintreten, ist nur für Hartgesottene zu ertragen.

Moderne Gladiatorenkämpfe

„Bislang hatten wir aber nur ein paar Gehirnerschütterungen, eine gebrochene Nase und einen gebrochenen Arm“, so der Veranstalter. Schwer zu glauben wenn man sich durch die Kämpfe klickt.

Die brutale, rohe Gewalt von Hooligan-Auseinandersetzungen in einen rechtlich adäquaten Rahmen gebracht: Das ist das Verkaufsargument der TFC. Und diese Marktlücke ist vermutlich bei weitem noch nicht ausgefüllt. So könnten in Zukunft die Hooligans der verschiedenen Vereine in Stadien oder Arenen vor Publikum gegeneinander antreten. Brutal und blutig, vermarktet wie moderne Gladiatorenkämpfe.

Für Niko Lohmann ist das eine Horrorgeschichte. Er möchte seinen Sport aus der Schmutzdecke der Kampfsportarten holen und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Die Wissenschaft gibt ihm dabei durchaus Recht: So fanden amerikanische Wissenschaftler*innen der Notfallmedizin heraus, dass die Gefahr von Hirntraumata beim MMA im Vergleich zum Boxen sogar geringer ist. Allgemein ist das Verletzungsrisiko vergleichbar mit dem anderer Kampfsportarten.

Doch dazu bedarf es geschulter Ringrichter, professioneller Veranstaltungen und eines klaren Regelwerks. Zumindest letzteres ist beim „Team Fighting Championship“ ge-

geben, es wird nicht nach anderen Regeln als bei den Profis gekämpft. Trotzdem sieht Lohmann bei der TFC eine Grenze überschritten: „Wenn der Erste kampfunfähig ist, schlagen da zwei auf Einen ein. Das kann niemand gut finden“, kritisiert der Bochumer.

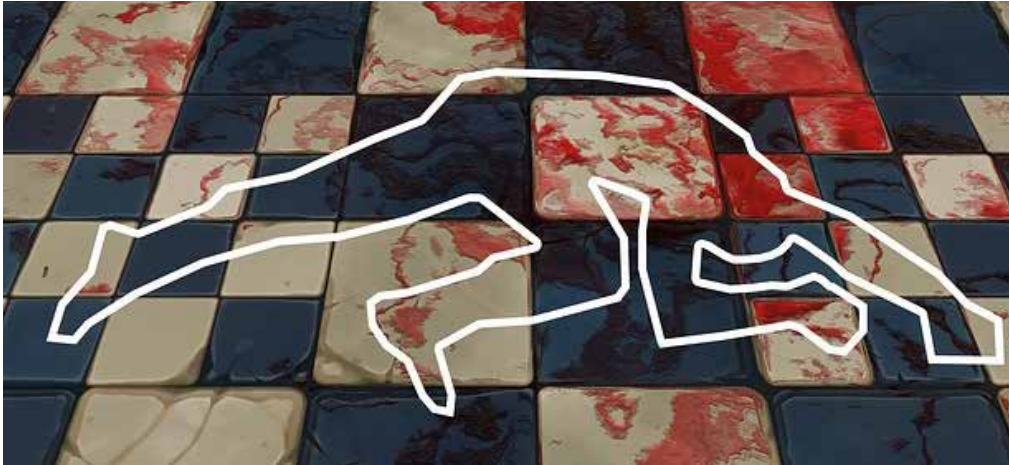
Die permanent hohen Klickzahlen der TFC-Videos entwerfen jedoch ein anderes Bild. Die gesellschaftliche Faszination von Gewalt ist ungebrochen. Ein echter, ursprünglicher Kampf, bis keiner mehr steht, lässt sich gut verkaufen. Letztlich muss jede*r selber entscheiden, ob er sich zehn Männer bei einer Massenschlägerei ansehen möchte.

[ska]



Karl Stahl. (Foto: Privat)

88 Minuten Tradition



Der Tatort – manchmal so blutig wie hier abgebildet (Montage: Gerd Altmann, CCo Public Domain)

Es ist soweit: Der Tatort ist aus der Sommerpause zurück und liefert ab sofort wieder brandneue Folgen. Den Start machte ein blutiger Krimi aus der Schweiz mit dem Ermittlerduo Ritschard und Flückiger. Seit 45 Jahren gibt es bereits die TV-Krimireihe Tatort und nach wie vor sind die Einschaltquoten zum Wochenklang hoch. Ein Blick in die Erfolgsgeschichte.

Am 29. November 1970 wird der vom NDR produzierte Film „Taxi nach Leipzig“ mit dem Hamburger Kommissar Paul Trimmel (Walter Richter) im Ersten Deutschen Fernsehen gesendet. Es ist die erste von mittlerweile über 950 ausgestrahlten Tatort-Folgen. Im Auftrag des WDRs entwickelte der Filmproduzent und Drehbuchautor Gunther Witte das Konzept: Eine realitätsnahe und gut vorstellbare Geschichte soll erzählt werden, in der die Kommissarin oder der Kommissar im Mittelpunkt steht. Ursprünglich geplant war, dass der Name „Tatort“ mit dem jeweiligen Städtenamen ergänzt wird. Durchgesetzt hat sich das nicht, aber das Feature des „Lokalkolorit“: In den jeweiligen Städten werden Besonderheiten des Ortes gezeigt und in die Ermittlungen eingebunden. So sieht man beispielsweise im Kölner Tatort in der Schlusszene meist den Kölner Dom.

Tatort nur für Spießer*innen?

Wer guckt denn heute noch Tatort? Nun, wenn der Ermittler aus Münster seine Runden auf dem Drahtesel dreht, schalten im Durchschnitt rund 12,88 Millionen Menschen ein. Alles Spießer*innen, die nichts Besseres mit ihrer Zeit anzufangen wissen? Vielleicht.

Tatortgucken ist jedoch nach wie vor auch ein soziales Event. In den meisten Städten gibt es Tatort-Kneipen, in denen viele Menschen gemeinsam den jeweils neuen Krimi sehen. So auch in Essen (Anyway, Berliner Str. 82 + Früher oder Später, Wittekindstr. 12), Duisburg (FAHRENHOLZ Schweizer Str. 1) und Bochum (Hardys - Die Kneipe, Laerheidestr. 26 + Intershop, Viktoriastr. 52 a). Die Diskussionskultur über die Tatort-Folgen hat durch soziale Netzwerke wie Twitter eine neue

Dimension erlangt und auch verschiedene Medien bieten zur Sendezeit eine Tatort-Diskussionsrunde an. Menschen aus allen Bundesländern fiebern mit, lästern oder kommentieren filmische Fehler unter dem Hashtag #tatort. Kein Wunder also, dass bei der Erfolgsgeschichte immer mehr Ermittler*innenteams aus weiteren Städten in Deutschland ihre Fahndungen aufnehmen.

Insgesamt sind es 21 verschiedene Ermittlungskommissionen aus 20 Städten. Nur in Hamburg ermitteln zwei verschiedene Teams: Tschiller und Gümer (Til Schweiger und Fahri Yardim) sowie Falke und Grosz (Wotan Wilke Möhring und Franziska Weisz.) Manche der neuen Teams hielten sich nur sehr kurz, wie etwa der 2012 erstmals ausgestrahlte Tatort aus Erfurt, der nach nur zwei Folgen bereits wieder sein Ende fand. Andere aktuelle Ermittler*innen sind hingegen schon lange zu sehen: Ulrike Folkerts ermittelt als Lena Odenthal in Ludwigshafen bereits seit über 25 Jahren. Und auch die Münchner Kommissare Ivo Batic und Franz Leitmayr (Miroslav Nemeč und Udo Wachtweitl) klären bereits seit 1991 Verbrechen auf.

Ein kurzweiliges Abendvergnügen

Tatortschauen bedeutet natürlich auch Routine. Ein für Viele gelungener Abschluss des Wochenendes. 20.15 Uhr geht's pünktlich mit dem kultigen Vorspann los und nach meist 88 – mal mehr oder weniger packenden – Ermittlungsminuten kann um Viertel vor zehn die Flimmerkiste wieder ausgestellt werden. Das war übrigens nicht immer so: Frühere Tatort-Filme konnten auch mal deutlich länger sein. Der längste war dabei 1971 der Tatort aus Hamburg mit dem Titel „Der Richter in Weiss“ mit 119 Spielminuten. Den kürzesten Tatort lieferte Berlin, ebenfalls 1971 mit „Der Boß“ und knapp 57 Minuten.

Fun-Fact am Rande: Der Darsteller des Vorspanns (durch einen Schlitz blickende Augen und die flüchtende Person) ist der bayerische Schauspieler Horst Lettenmayer, der für den Dreh einmalig 400 DM bekam. Die Titelmusik des Tatorts ist von Klaus Doldinger. Das Schlagzeug in der Erstfassung 1970 spielte Udo Lindenberg. [Gerne]

Kommentar

Ende Gelände

Ein Nachtrag von Linda Gerner

„Ende Gelände!“ hieß es Mitte August im rheinischen Braunkohlerevier Garzweiler. Über 1.500 Demonstrant*innen nahmen am Klimacamp in Lützerath bei Erkelenz teil und knapp 1.000 von ihnen machten sich bereit für einen Ausflug in den Braunkohletagebau von RWE. Im Morgengrauen, nach liebevollen Weckrufen durchs Megafon, krabbelten wir aus unseren Zelten, schnappten uns Strohsäcke und brachen zum Morgenspaziergang auf. Ein wenig schlaftrunken taperten wir in weißen Maleranzügen Richtung Grube. Die frühen Vögel sangen: „In die Grube, auf den Bagger – hey hey!“, und ab und an streifte man Polizeiblockaden und lief ungehindert an ihnen vorbei. Gewaltfrei sollte die Aktion aus Sicht der Demonstranten verlaufen und gewaltfrei gelangten wir mit dem „Gelben Finger“ schließlich in die Grube. Die Aktion „Ende Gelände“ war bereits seit Monaten angekündigt, die möglichen Zugänge in die schwarze Mondlandschaft kein Geheimnis. Trotzdem gelang es uns recht einfach in die Grube und damit zu unserem Ziel zu kommen. Jetzt durfte die Polizei ihre Kessel aufbauen.

Doch warum gingen so viele Menschen das Risiko ein, sich mit dem Betreten des Eigentums von RWE strafbar zu machen, eine Anzeige zu bekommen und festgenommen zu werden? Sogenannten „Hausfrieden“ zu brechen, wo längst keine Häuser mehr stehen, geschweige denn bei der Tagebaulandschaft von einer friedlichen Umwelt die Rede sein kann. Das Ziel war aufmerksam zu machen auf die Gefährdung des Weltklimas durch Kohlenstoffdioxid und die entscheidende Rolle, die Konzerne wie RWE im Braunkohleabbau spielen.

Damit die Proteste wahrgenommen werden, sind viele Menschen bereit, zivilen Ungehorsam zu leisten. Das mag Politiker*innen und Konzernchef*innen ein Dorn im Auge sein, bestätigt aber das Medienecho zu „Ende Gelände“ und den Aktionswunsch. Das Thema Braunkohle als klimaschädlichste Energiegewinnung wurde wieder ins Gespräch gebracht. Proteste gegen die riesigen Braunkohletagebaue von RWE sind im Rheinland nichts Neues. Zuvor hatte es im April eine 7,5 Kilometer lange Menschenkette entlang des Tagebaus gegeben. Doch die Kette regte keine neue und anhaltende Diskussion über die Braunkohle in Deutschland an. Müssen die Bagger also erst zum Stehen kommen?

I don't know where I will be tomorrow

**Es zirpt, die Halme decken uns zu, darüber das Sternenmeer. Boxen dröhnen, der Wind fährt durchs Haar und ich blicke ins vorbei fahrende Farbspiel. Ich singe auf einer Stein-
treppe vor einer alten Kirche, betrachte das Blau und die fußballspielenden Kinder. Im Schatten eines kleinen Steinhäuschens liegt das Paradies: Salat, Gemüsesuppe, Auflauf und Schokohonig. Die Welle stülpt sich über mich, ich springe und bleibe über Wasser.**

Passieren lassen, fließen: Der Zufall hat uns gepackt. Zwei Freundinnen und ich machen uns auf nach Frankreich. Per Anhalter starten wir im Allgäu und sind überrascht, wie schnell wir drei Rucksackbepackten von einem Business-Mann mitgenommen werden. Ein Auto weiter befinden wir uns in der Schweiz an einer Raststätte. Bewaldete Hügel und ein Dorf liegen auf der anderen Seite. Zwischen Gemüsefeldern und Bach folgen wir einem Weg und landen auf dem urigen Hof der Lüschers, die uns sofort eine Schlafgelegenheit auf ihrer Streuobstwiese überlassen. Wenig später präsentiert uns das Pärchen stolz ihre Kaffeemaschine und gibt sich größte Mühe Hochdeutsch zu sprechen. Zum Glück, ich hatte schon Bammel mich durch den Schwizerdütsch-Abend raten zu müssen. Aber so verstehe ich doch das Meiste von Landleben, Flüchtlingsdebatte, Ernährung und anderen Themen aus dem Kosmos der Lüschers. Irgendwann heißt es aber doch Schicht unterm Sonnendach und wir kriechen in die Schlafsäcke. Zikaden zirpen, „Fetti“, die Hängebaukatze der Lüschers streift umher und die Mücken summen ein Schlaflied. Verdammst ungewohnt, unter freiem Himmel zu schlafen.

Nach leckerem Frühstück und amüsanten Plausch mit dem Sohn der Lüschers satteln wir die Rucksäcke und laufen zur Raststätte zurück, der Einladung zum Schlagerfestival zum Trotz. Gegen den Atlantik kommt Hansi Hinterseer dann doch nicht an. Zehn Minuten später befinden wir uns im Auto von Richard. Am Genfer See lädt er uns sogar zu einem Acht-Franken-Bier auf einer Terrasse ein. Was für ein Ausblick, am liebsten würde ich in den See hüpfen, aber wir fahren weiter Richtung Meer, wo Bekannte auf uns warten.

Ansonsten kommen wir an diesem Tag nicht so gut voran und müssen doch mal zwei Stunden in der prallen Sonne warten. Dafür bringt uns Ali, unser letzter Fahrer, an den See Annecy. Irgendwann lichtet sich der Strand, wir legen uns auf die Matten und schlummern davon. Noch vor Sonnenaufgang trampeln wir weiter um den Umweg wieder aufzuholen. Den nächsten Abend verbringen wir in der Nähe einer Raststätte von Perigueux an einem grünen Hang. Mit dabei ist nun auch Etienne, der sich spontan entscheidet nicht mehr weiter zu trampeln und den Abend lieber mit uns Musik zu machen. Gegen 4 Uhr werden wir unsanft geweckt, der sternenklare Himmel hat sich mit dunklen Wolken und Gewitter geschmückt. Schlaftrunken packen wir unsere Sachen und rennen den Hügel hinab in eine leer stehende Halle.

Duschen unter der Regenrinne, teures Raststättenessen, LKW fahren. Ich spule vor, überspringe



Selbstgestaltung mit Weitblick. (Foto: mal)

den herzlichen Zeltplatz La Gulp, die Unwetternacht im Kinderzelt einer bezaubernden Familie, Will, der uns zwei Stunden anstatt fünf Minuten fährt, springe über die wunderschöne Landschaft um den Tarn, die Märchengassen Milles, wo wir Yvon treffen, eine Lebenskünstlerin über die allein ein Buch geschrieben werden könnte. Ich lande auf den Stufen der Saint Gilles, wo wir spontan das erste Mal Straßenmusik machen, die weiter nach Sanary-sur-Mer schallt, wo wir Etienne besuchen und die Reise auf einem kleinen Segelboot endet. Jedenfalls äußerlich. Innerlich gibt es aber auch Herausforderungen beim gemeinsam unterwegs und beieinander sein. Was bleibt ist nicht nur ein Bilderbuch oder ein Freiheitsgefühl, sondern eine besondere Wärme: Ein Wachsen am Zufall, der Umgebung und aneinander. Merci und Au revoir. [mal]

SUDOKU

6			3	8	5		
	8		6	7	3		
			5			6	
7		8	4		6		
1							2
		9		1	4		7
	1			5			
		2	7	6		8	
		3	2	1			5

Wohnheimgeschichten



Impressum

Studentische Zeitung für Duisburg, Essen und das Ruhrgebiet

Herausgeber: AStA der Uni Duisburg-Essen, der Vorstand: Felix Lütke u.a.

Projektkoordination: Nils Kriegeskorte

Anschrift: aktuell, c/o AStA der Uni Duisburg-Essen, Universitätsstraße 2, 45141 Essen

Comic: Jennifer van de Sandt

Gestaltung: Alexander Bönninger

Redaktion dieser Ausgabe: Lorenza Kaib (lenz), Maren Wenzel (mac), Alex Grossert (aGro), Philipp Frohn (fro), Simon Kaupen (ska), Marie Eberhardt (mal), Linda Gerner (Gerne)

V.i.S.d.P.: Maren Wenzel (mac)

Auflage/Druck: 5.000 / Megadruck, Westerstede

E-Mail: redaktion@aktuell.de

Web: www.aktuell.de